

Landesbischof Gerhard Ulrich

Christian Jensen Kolleg, Breklum

Freitag, 7. April 2017

Vortrag im Rahmen der Tagung

„Kirchliche Partnerschaften in weltweiter Perspektive

Erfahrungen, Fragen, Herausforderungen.

Ein Werkstattgespräch mit Landesbischof Gerhard Ulrich“

Relevant und provokant! – Zur Bedeutung kirchlicher Partnerschaften in Kirche und Gesellschaft: Erfahrungen, Perspektiven, Thesen

Liebe Schwestern und Brüder aus den Partnerschaftsgruppen und aus den ökumenischen Einrichtungen unserer Kirche!

Ich freue mich sehr, dass wir hier in so großer Zahl beisammen sind und Gelegenheit haben, über die Bedeutung der Partnerschaftsarbeit in unserer Kirche zu reden und nachzudenken. Der Dienst Ihrer Gruppen hat eine immense Bedeutung für unsere Identität, für unser Selbstverständnis als Kirche: Partner haben und Partner sein – das gehört zum Zentrum unseres Auftrags als Teil des Leibes Christi, der wir sind als eine Provinz der Weltchristenheit. Gott ist ein Gott, der in Beziehung tritt mit seinen Geschöpfen. Darin wird seine Liebe zu uns sichtbar, dass er sich uns zuwendet in seinem Sohn Jesus Christus und indem der uns sendet „wie mich der Vater gesandt hat“. Immer gilt das, für jedes einzelne Leben, für das Leben des Leibes Christi auch: wir sind nicht vollständig ohne das Du, ohne den oder die anderen; wir entdecken unser Selbst erst wirklich in der Begegnung mit anderen. Nicht zuletzt darum gehören für mich die Partner-Konsultationen in den letzten Jahren zu den entscheidenden Erfahrungen: lernen, mit den Augen der anderen auf mich selbst zu sehen – das stärkt das Selbst-Bewusstsein derer, die gesehen werden und deren, die hinschauen.

Sie alle sind ein wesentliches Stück unserer Kirche. Sie alle sind größere Expertinnen und Experten als ich es bin. Aber bei meinen bischöflichen Reisen stoße ich auf die Spuren der Partnerschaftsarbeit und lerne etwas über ihre große Bedeutung: es gehört zu unserer Identität als Kirche, dass wir Partner haben und dass wir Partner sind!

Und wir verdanken der Partnerarbeit nicht nur den Kontakt mit Menschen in den Partnerkirchen weltweit. Wir verdanken ihnen auch so manchen Transfer der Kulturen zu uns. Das ist ganz äußerlich sichtbar an vielen „Eine-Welt-Läden“ z.B., die nicht nur fair produzierte Waren anbieten, sondern auch Fortbildung und Entängstigungsarbeit, die in diesen Zeiten der Migrations- und Flüchtlingsbewegungen von unschätzbbarer Bedeutung ist. Hier engagieren sich viele Menschen und zeigen, wie sehr die Vielfalt der Kulturen eben nicht eine Gefahr, sondern eine Bereicherung ist. Ich denke ebenso an viele Konzerte, Gesprächsabende,

Kochkurse, Gottesdienste mit Gästen aus aller Welt. Und ich weiß natürlich, wie wunderbar es ist, sich auf die Reise zu machen zu den Freunden in aller Welt, Länder und Kulturen kennenzulernen: wertvoller als manche touristische Reise ist das.

Darüber hinaus haben viele Partnergruppen junge Menschen animiert, sich auf den Weg zu machen zu einem freiwilligen Sozialen oder Ökologischen Jahr. Auf meinen Reisen gehören die Treffen mit diesen jungen Menschen zu den Highlights. Und ich bin stolz, sagen zu können, dass unsere Freiwilligen zu den am besten vorbereiteten, begleiteten und wieder eingegliederten Freiwilligen gehören: Danke den Expertinnen und Experten dafür.

Partnerschaft verändert Kirche – hier und anderswo. Auch das ist eine Erkenntnis, die ich von meinen Reisen mitbringe. Das mag banal klingen; aber: machen wir uns das immer genug klar? Veränderung muss bewusst gestaltet werden. Und sie bedeutet hohe Verantwortung für das „Partner haben“ wie für das „Partner sein“.

Eine Motivation für dieses Treffen ist ursprünglich ein Gespräch gewesen, das ich mit dem damaligen Leitenden Bischof der Lutherischen Kirche in Tansania, Alex Malasusa, in Arusha hatte. Er dankte mir für die umfangreiche Partnerschaftsarbeit zwischen unseren Kirchen – von den Zeiten der Missionare an. Seine Kirche wäre nicht die, die sie ist ohne diese Partnerschaftsgruppen. Aber, so sagte er: wir müssen reden über die Partnerschaft: wohin soll sie uns führen? Wie gehen wir um mit den Impulsen? Wie gehen wir um mit dem Ungleichgewicht, das die Partnerschaften erzeugen, indem sie ungleich verteilt sind (manche Diözesen haben 20 und mehr Partnerschaften, weil sie schön gelegen sind oder historisch gewachsene Beziehungen pflegen; manche Diözesen haben keine Partnerschaftsbeziehungen und fühlen sich ein wenig „vergessen“)? Ihr müsst wissen, sagte Malasusa, dass jede Partnerbeziehung uns hier stark verändert und auch manchmal das Leiten der Kirche schwermacht. Wir müssen uns enger aufeinander abstimmen: welche Kirche wollen wir sein hier in Tansania? Und nicht jeder Transfer von gut Gemeintem ist hilfreich für uns hier vor Ort. Hat er recht? Oder ist er undankbar? Oder ist das allein sein Problem?

Ich merke jedenfalls auf meinen Reisen: wir übernehmen große Verantwortung für unsere Kirchen hier und weltweit mit unseren Partnerschaften – durch Partner Haben und Partner Sein. Vielerorts waren unsere Missionarinnen und Missionare, sie haben großes geschaffen – und weitergegeben an uns. Das fordert meinen großen Respekt (wenn ich zugleich auch nicht vergessen kann und will, wie sehr Mission in ihrer Geschichte verstrickt war in koloniale Machtstrukturen, in Ungerechtigkeits-Systeme, in Apartheid und Macht).

Sie sind geliebte Menschen, Mütter und Väter des Glaubens so Vieler. Und sie sind in lebendiger Erinnerung gerade in unseren Partnerkirchen, die zugleich Missionskirchen waren oder sind.

Darum: wir müssen reden über die Zukunft der Partnerschaftsarbeit. Wir müssen nachdenken darüber, wie wir diese doppelte Verantwortung noch besser und transparenter wahrnehmen können; wie wir die Zukunft gestalten angesichts starker Veränderungen der Partnerschaftsgruppen in den Gemeinden usw. usw.

Ich möchte gern etwas Grundsätzliches sagen zur Partnerschaftsarbeit als Teil des Missionsauftrags der Kirche und dann zu der Gestaltung der Partnerschaftsarbeit hier wie dort.

I

Mission hat es zu allen Zeiten in der Kirche gegeben. Weil Kirche Mission ist. Mission Gottes in der Nachfolge Jesu: das Evangelium weiterzusagen. Mehr noch: es weiterzutragen, damit alle Menschen teilhaben an der Fülle des Lebens, die Gott uns in Christus schenken will. Es ist eine Fülle, die geistig, leiblich, sozial und politisch ist. Die reicht von der Katechese und Taufe bis hin zum Kampf für eine andere, eine gerechte Globalisierung.

Partnerschaft ist ein Weg, auf dem diese Mission sich vollzieht. Ist Lebensform von Mission heute und in Zukunft. Weil Gott uns diese Fülle schenken will, darum ist Mission und Partnerschaft immer Partnerschaft und Mission von Gott her. Und wir sind seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Seinen Weg zu den Menschen mitgehen dürfen und sollen. Weiterzusagen und so zu handeln: dass Gott kein Unrecht will, kein Elend, kein Leid. Nicht will, dass ein Mensch den anderen demütigt. Sondern: dass alle Menschen genug haben und miteinander ihr Leben gerecht gestalten. Darum ist Mission nie etwas eigenmächtig Menschliches, bei dem wissende Christen nichtwissenden Nichtchristen oder naiven Gerade-Erst-Christen, sagen, wo es lang geht. So sehr Mission und Partnerschaft verantwortliches, planvolles Handeln von uns verlangt, so sehr geschieht dies im ständigen Gespräch mit der Bibel und im geschwisterlichen lernbereiten Austausch mit unseren Schwestern und Brüdern in der Ökumene. Auch Mission beginnt mit dem Hören, nicht mit dem Reden oder Tun.

II

Lange Zeit war die Missionsbewegung der Neuzeit eine Einbahnstraße von Norden nach Süden. Von Europa und den USA hinab in die Südhalbkugel – ja in des Wortes eigentlicher Bedeutung: hinab. Von oben nach unten. Von den vermeintlich Wissenden zu den Unwissenden.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde diese Einbahnverkehr zur Schnellstraße und im beginnenden 20. Jahrhundert zur Autobahn, mittels der in rasanter Geschwindigkeit und mit beindruckender Energie und Gläubigkeit riesige „Missionsfelder“, wie man sie nannte, entstanden. Dann die ersten jungen Kirchen. Und es entstand der theologische Slogan: „From missionfield to independent church“ – doch mit der Independence, der Unabhängigkeit haperte es noch. Und auch heute – da greife ich ein wenig vor in meinem Vortrag - wo es im Bereich der Kirchen, die großen internationalen Kirchenbünden angehören - keine Missionsfelder mehr, sondern überall unabhängige Kirchen gibt, da hapert es manchmal immer noch an tatsächlicher Autonomie und Partnerschaft auf Augenhöhe.

Das Ereignis, das hier die Wende brachte – es war ein furchtbares Ereignis: der 2. Weltkrieg. Eben Welt-Krieg. Eine globale Krise. Die „europäische Hochkultur“, vom Westen den scheinbar unentwickelten Ländern des Südens als höchste Entwicklungsstufe menschlicher Zivilisation angepriesen, der sie nachahmen sollten, büßte ihren schönen Schein ein. Auch die „Absolutheit des Christentums“, eines westlich verstandenen Christentums, wurde nun von kritischen, auf Missionsschulen erzogenen Denkern in Afrika und Asien zu recht in Frage gestellt. Der gewaltige Krieg schwächte zudem die alten Kolonialmächte. Die Unabhängigkeitsbewegungen erhielten mächtigen Auftrieb. Das setzte enorme Transformationsbewegungen in Gang. Aus dem Kronjuwel des britischen Weltreiches entstand das unabhängige, freie Indien. Ein China erstand ohne ausländische Bevormundung. Und viele andere neue Staaten. Teils fragile Konstruktionen, deren manchmal künstliche Grenzen noch vom Westen mitdefiniert wurden. Damit einhergehend wurde oft auch die Vorbildfunktion der missionierenden Kirchen in Frage gestellt und ihre Macht – und die ihrer Missionsgesellschaften, die sich oft als Parallelstrukturen zu den verfassten Kirchen etabliert hatten. Dies mit sehr positiven, gelegentlich aber auch problematischen, manchmal sogar schrecklichen Folgen für einzelne Christen und ganze Gemeinden wie im kommunistischen China etwa.

Auf jeden Fall: die politischen Ordnungen waren durcheinandergeschüttelt und mit ihnen die Kirchen. Die Kirche Jesu musste sich neu sammeln und orientieren. Auch das ist eine Leistung der Partnerschaftsarbeit: verloren gegangenes Vertrauen zurückzugewinnen!

Der Krieg war gerade erst zwei Jahre vorbei, da trafen sich in dem verschlafenen kanadischen Städtchen Whitby, nicht weit von Toronto, 112 Delegierte aus 40 Ländern. Zu einer Versammlung, die als die vierte Weltmissionskonferenz in die ökumenische Geschichte eingegangen ist.

Und die Vertreter der alten Kirchen kamen mit der bangen Frage nach Whitby, was der Krieg und die Unterbrechung der Missionsarbeit wohl für die jungen Christen und Christinnen in Asien und Afrika bedeutet haben mag. War diese junge Christenheit in der Zeit der Krise und Trennung von westlichen Missionaren und westlicher Hilfe lebendig geblieben oder war das Werk zerstört worden?

Als Antwort erlebten sie eine neue Selbständigkeit, die die jungen Kirchen in den Krisen des Krieges, in den Auseinandersetzungen mit den Kolonialherren gewonnen hatten – die sie selber führen mussten und durften. Diese Erkenntnis, dazu die beglückende Erfahrung, dass Gottes Mission nicht untergehen, wohl aber andere Wege einschlagen kann, als wir in unserem Hochmut ihr vorschreiben wollen, verdichtete sich geistlich zu der Einsicht, die ich am Anfang beschrieben hatte: dass Gott der Missionar ist und wurde theologisches Programm, dessen Kurzform hieß: „Partnerschaft im Gehorsam“.

Das war nichts weniger als eine komplette Neudefinition der Beziehungen von Missionsgesellschaften und westlichen Missionaren auf der einen und den einheimischen Christen, den sog. jungen Kirchen auf der anderen Seite. Die weißen Missionare – und mehr noch die Missionsleitungen in der Heimat – waren überzeugt, die „Bürde des weißen Mannes“ zu tragen und für ihre hilflosen, armen, ungebildeten und unkultivierten Schützlinge Verantwortung übernehmen und tragen zu müssen. Die einheimischen Christen seien noch nicht reif für die Leitung ihrer eigenen Kirche. Sie seien zwar als Evangelisten wichtig für die Mission, aber eben nur als „Gehilfen“ des westlichen Missionars, dessen dominante Präsenz im Stillen schon lange von den einheimischen Christen kritisiert worden war.

Der Begriff der Partnerschaft gewann auf dem Hintergrund dieses alten Beziehungsgefälles in der Mission eine kritische, eine emanzipatorische Kraft. Betont wurde jetzt: die einheimischen Christen und die westlichen Missionsgesellschaften sind beide zu gemeinsamen Gehorsam dem Missionsbefehl des Auferstandenen gegenüber verpflichtet. Sie stehen in einer gleichberechtigten „Partnerschaft“ unter dem Wort Gottes.

Die Kirchen des Südens sollten, so hieß es in der Erklärung von Whitby, „ein für alle Mal den so hemmenden Geist der Abhängigkeit von den Älteren Kirchen ablegen...und ihre eigenen Anliegen selbst verwalten, die Richtlinien ihrer Arbeit selbst ziehen und unter der Leitung Gottes, des Heiligen Geistes, ihr eigenes, bestimmtes Zeugnis in der Welt ablegen.“ Ausländisches Geld dürfe nicht zur Ausübung von Herrschaft missbraucht werden und keine Abhängigkeiten schaffen. „Die letzte Verantwortung für die Verwendung der Gelder muss bei der Kirche liegen, wo das Geld ausgegeben wird.“

Ein Satz der uns auch jetzt in den Ohren klingen sollte, weil er nach meinem Eindruck bis heute nicht konsequent und überall umgesetzt worden ist. Was ja auch nicht leicht ist. Denn: ein Gefälle gibt es; das reden von der „Augenhöhe“ ist nett, aber vor allem in der Erfahrung mancher unserer Partner nicht Realität.

Der Begriff der Partnerschaft zog damals seine Kraft aus dem Drängen der jungen Kirchen, die Beziehungen zu den alten Kirchen neu zu gestalten: als respektvollen Umgang miteinander, als vertrauensvolle Zusammenarbeit von gleichwertigen Partnern. Als gleichberechtigte Mitarbeiter des einen Herrn. Hier wurde Mission vom Kopf auf die Füße gestellt: auf die Füße der Partnerschaft. Und so konnten beide Seiten den Exodus aus Strukturen antreten, die nicht die befreiende Botschaft des Evangeliums gewirkt hatte: Die jungen aus der Fremdbestimmung durch die alten Kirchen und die alten aus Hybris, die Verantwortung für eine andere Kirche tragen zu müssen, die in ganz unterschiedlichen Kontexten existiert.

Der kritische Impuls von Whitby setzte sich langsam gegen Widerstände durch, musste und muss immer wieder angemahnt werden, erwies sich aber als außerordentlich wirkmächtig - auch für die Kirchen in Deutschland West und Ost. Er führte bei uns zu kritischen Reflexionen

nicht nur über missionarische Zusammenarbeit, sondern auch über ökumenische Diakonie, kirchliche Entwicklungszusammenarbeit und die Beziehung von Kirchen zueinander. Als Beispiel möchte ich auf ein Dokument aus dem Bereich des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR aus dem Jahr 1987 erwähnen, das den Begriff der Partnerschaft bereits programmatisch im Titel führt: In dem Text: „Mission – Gerechtigkeit – Partnerschaft – Gesichtspunkte zur Neubesinnung auf den ökumenisch-missionarischen Auftrag der evangelischen Kirchen in der DDR“ wird Mission als Einsatz für Gerechtigkeit im Kontext der Partnerschaft mit Kirchen in Afrika, Asien und Lateinamerika verstanden.

Seit Whitby sind siebenzig Jahre vergangen. Die Formen der Partnerschaft haben sich gewandelt und werden sich auch in Zukunft noch verändern. Doch ich habe diesen Teil nicht so ausführlich dargestellt, um Ihnen und Euch eine Vorlesung über Missionsgeschichte zu halten, sondern weil hier eine Theologische Höhe erreicht wurde, von der wir nicht wieder hinunter dürfen. Eine Höhe, die relevant ist und provokant: die Idee der emanzipatorischen Partnerschaft, die befreit, wo andere einengen, die dient, wo andere herrschen, die verändert, wo andere erstarren, die verbindet, wo andere trennen.

III

Für Ökumene in diesem Sinne steht auch unsere Nordkirche. Mit Leben füllen sie ganz viele Partnerschaftsgruppen in unseren Gemeinden, aber auch in Diensten und Werken. Das ZMÖ und alle Institutionen, die ökumenische Partnerschaftsarbeit begleiten, sind davon geprägt. Und das prägt auch mich. Die Kirche der Zukunft wird eine ökumenische Kirche sein – oder sie wird gar nicht Kirche sein. Dieser prophetische Ruf des unvergessenen Praktischen Theologen und Ökumenikers Ernst Lange aus den 1970er Jahren lässt mich persönlich seit Jahrzehnten in Sachen Ökumene mit Lust, Leidenschaft und Neugier unterwegs sein. „Nordkirche weltweit“: eine ökumenisch lernende Kirche, das will ich mit Ihnen zusammen sein - eine, die dies will: die „Einübung in den ökumenischen Welthorizont“, die „Befreiung des christlichen Gewissens aus der parochialen Begrenzung“ (Ernst Lange). In dieser Lerngeschichte geht es um die Aufmerksamkeit für und die Auseinandersetzung mit eigenen und fremden Glaubenserfahrungen, um eine Beschäftigung mit dem Verständnis von Kirche, das hier und dort vorherrscht und das sich vom jeweils anderen Verständnis herausfordern und verändern lassen will.

Wir haben vielfältige partnerschaftliche Beziehungen zu einer großen Zahl von Kirche. Das ist ein Netzwerk lebendiger und belebender Beziehungen. Unsere Kirche hat diesen Schatz gleichsam geerbt von den ehemals selbständigen Kirchen in Nordelbien, in Mecklenburg und in Pommern. Über dreißig Kirchenpartnerschaften sind es heute. Sie helfen uns, das Bewusstsein wachzuhalten, eine „Provinz der Weltchristenheit“ zu sein – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Lokal und global zu denken, zu handeln, zu leben, zu feiern – das alles

macht Kirche aus. Solche Weite und Konzentration zugleich schärft den Blick auf die eigene Kirche und für die Kirche in ihren vielfältigen Ausprägungen in der weltweiten Ökumene.

Ein großer Schatz und ein weites Lernfeld ist dies. In der Begegnung mit den Anderen, den manchmal so Fremden, lernen wir die Welt, uns selbst, unsere Kirche, unser Land mit anderen Augen zu sehen. Dies bringt Ermutigung mit sich: die Ermutigung zu mehr Spiritualität, dazu seinen Glauben deutlicher auch in der Öffentlichkeit zu zeigen. Es bringt Anregungen für die Gestaltung von Gottesdiensten, für neue Musik, für die Wertschätzung von Ehrenamtlichen, für das konkrete Gebet, etwa für Kranke und Notleidende.

Manchmal sind diese Begegnungen aber auch irritierend: Oft unterscheiden sich die Wertegefüge, die kulturell geprägten Verhaltensmuster und auch die Interessen der Partner deutlich von unseren: Im Blick auf die Rollen von Mann und Frau, die Ordination von Frauen, die Haltung zu Ehe, Familie und Sexualität. In dem, was als Sünde verstanden wird – als persönliche, individuelle, aber auch als strukturelle Sünde. Als Sünde einer Gesellschaft, die kollektiv marginalisiert und ausgrenzt. Und das führt dann zu überraschenden und wieder irritierenden Einsichten. Etwa was die politische und ökonomische Verantwortung der Kirche bei uns und unsere ganz persönliche Verantwortung angeht: nämlich umzukehren, einen anderen Konsumstil endlich zu beginnen. Noch mehr zu verstehen, dass unser Reichtum hier zur Armut dort beiträgt. Niemand kann das so brutal klar sehen und verstehen wie Sie und wir alle, die wir uns auf den Weg machen zu unseren Geschwistern und sehen, was wir anrichten. Dem Klimawandel jedenfalls begegnet man nicht, indem man ihn ignoriert oder aus Abkommen aussteigt, sondern indem man hinguckt, hinhört dort – und tätig wird hier.

Auf meinen Reisen habe ich lernen müssen: Kolonialismus und Apartheid sind nicht vorbei (Reisen u.a. nach Südafrika). Partnerschaftsarbeit muss dafür sensibel sein. Auch für Spuren des Kolonialismus bei uns (z.B. Hamburg) und in Partnerkirchen (z.B. Gedenksteine Tansania). In einigen Wochen beginnt die Vollversammlung des LWB in Namibia. Ein wichtiger Punkt wird sein müssen die Erinnerung an den Genozid an den Hereros durch die Deutschen sogenannten „Schutztruppen“ vor mehr als 100 Jahren. Partnerschaftsarbeit ist immer notwendige und hoffentlich heilsame Erinnerungsarbeit!

Aber gerade hier, bei solchen irritierenden, auch strittigen Themen, die auch sonst in der globalisierten Welt Irritationen, Verwerfungen und mancherlei Konflikte hervorrufen, kann sich Partnerschaft bewähren. Kann das besprochen werden. Hier, in und zwischen den Kirchen, kann ein Raum entstehen – den es so im säkularen wirtschaftlichen und politischen Miteinander nicht geben kann, wo die wechselseitige Win-Win-Situation schon als das höchste des Erreichbaren erscheint. Hier, in kirchlichen Partnerschaften, da kann es diesen Raum geben: in dem wir das Befremdliche, das Fremde aushalten. Ja, das machen, was sonst kaum einer tut. Es auf uns zukommen lassen. Das Fremde, die Fremden: In der Entfernung ist es gigantisch. Furchteinflößend. Nur nicht näherkommen lassen. Bloß nicht darauf zugehen. Stattdessen alles Schreckliche, Gefährliche in es hinein projizieren. Dabei: Je näher wir es an

uns heranlassen, je mehr wir uns daran herantrauen, umso kleiner, normaler wird es. Und plötzlich merken wir: Es ist, sie sind wie wir. Scheinriesen waren es nur. Wir werden entängstigt. Weil wir Ernst gemacht haben damit, dass wir nur in Beziehungen leben können. Weil wir „Ja“ gesagt haben zu unserer Ich – Du – Struktur. Weil wir es uns haben sagen lassen, dass jede der an einer Partnerschaft beteiligten Gemeinschaften eine Provinz der einen Weltchristenheit ist, ein Glied ist am gemeinsamen Leib Christi. Dann wächst Vertrauen zueinander und wir lernen, wie man respektvoll und wertschätzend auch mit den Unterschieden im Verhalten, in den Werten, im Handeln umgehen kann.

Ein Staatssekretär des Innenministeriums des Landes Mecklenburg-Vorpommern kam auf mich zu mit einer Bitte: helft uns bei der riesigen Aufgabe der Integration der Fremden bei uns: ihr habt ein Netzwerk, weltweit, interkulturell, wie niemand sonst. Lasst uns Anteil haben an Euren Erfahrungen.

Also: Partnerschaftsarbeit ist immer auch exemplarischer Dienst an der Gesellschaft und für die Gesellschaft! Kirche weltweit lebt nicht für sich allein. Sie existiert extrovertiert! So wird sie heute gebraucht wie eh und je – fast mehr denn je!

Das gilt übrigens auch innerkirchlich: die Partnerschaftsgruppen sind in den Gemeinden gut angesiedelt; dort gehören sie hin. Aber sie gehen eben nicht nur die Gemeinden etwas an. Sie sind auch als Gemeindegruppen immer gesamtkirchliche Gruppen, übernehmen Mitverantwortung weit über die Gemeindegrenzen hinweg. Es ist gut, dass wir im ZMÖ die nötige Expertise versammelt haben, mit der die Partnergruppen begleitet und gefördert werden. Das muss eher mehr als weniger genutzt werden in Zukunft: wir brauchen Transparenz.

IV

Manchmal handeln wir aber auch selbst wie Riesen, die nicht darauf achten, wo sie hintreten. Es gibt Partnerkirchen von uns, in denen hat eine Diözese oder ein Kirchenkreis 20 Partnerbeziehungen zu uns, ein anderer gar keine. Das liegt vielleicht auch daran, dass der Kirchenkreis mit den vielen Beziehungen für uns interessanter ist. Warum eigentlich? Ein Bischof sagte mir: In meiner Kirche erzeugt das Neid und Missgunst. Es ist wunderbar einerseits Andererseits müssen wir aufpassen, dass es uns nicht schadet.

Wir müssen immer wieder selbstkritisch fragen: Folgen wir dort unseren eigenen Wünschen hier? Helfen wir den anderen, um uns etwas Gutes zu tun? Sind sie - Mittel zum Zweck auch für uns?

Das darf alles sein, aber: Wir dürfen unsere Projekte nicht isoliert im Blick haben, sondern müssen lernen zu sehen, wie wir dadurch die Kirche dort verändern. Unser Handeln ist in vielfältige Bezüge eingebunden. Hat Risiken und Nebenwirkungen. Aber wir dürfen uns einüben in den ökumenischen Welthorizont. Wir sind: nicht eingesperrt zwischen einer Kirchengemeinde hier und einer dort. Es ist eine der durchaus positiven Wirkungen der Partnerschaftsarbeit, dass unsere Partner selbstbewusst fragen und Kirche vor Ort gestalten.

Dann leben wir Kirche als die Versammlung der Gemeinde an einem konkreten Ort und zugleich als weltweit existierende christliche Kirche. Konstitutiv für Kirche ist deshalb einerseits die lokale Dimension hier wie dort: die Versammlung um Wort und Sakrament, ihr Zeugnis und Dienst vor Ort, und zugleich die Gliedschaft am Leib Christi, der die ganze bewohnte Welt, die „Ökumene“, umspannt. Wir können gar nicht anders als in Partnerschaft mit Christen und Christinnen in allen Teilen der Welt leben, weil wir ökumenisch existieren, oder wir sind nicht wirklich die Kirche Jesu Christi, des Herrn der ganzen Welt, der Menschen aus allen Völkern und Nationen zur Gemeinsamkeit seines Leibes verbindet – nicht nur eine Kirchengemeinde in der Nordkirche und eine in Tansania oder an irgendeinem anderen Ort.

Partnerschaften sind natürlich und das ist wichtig: Aneignung der Ökumene auf Gemeindeebene. Und gleichzeitig sind sie wach und aufmerksam für die Strukturen und Kontexte, in denen die Partner leben. In der Partnerschaft mit Christen in anderen Ländern kommt unseren Gemeinden exemplarisch zum Bewusstsein, dass der Glaube eine weltweite Dimension hat und dass Christen aus verschiedenen Regionen der Welt einander als Partner, als Brüder und Schwestern begegnen und bereichern können. Partnerschaften geben der weltweiten Ökumene an der Basis der Gemeinde und im Kirchenkreis ein konkretes Gesicht und zeigen zugleich, dass Christen aus verschiedenen Kontinenten aufeinander angewiesen sind. Partnerschaften erinnern daran, dass die Fülle des Leibes Christi nur in ihrer weltweiten Ausprägung wahrgenommen werden kann. Dies ist auch eine wichtige Voraussetzung dafür, dass die Kirche ihrer Aufgabe gerecht werden kann, ihre Stimme für die Stummen und An-den-Rand-Gedrängten zu erheben. Darum haben Partnerschaftsgruppen eine wichtige Funktion in unserer Kirche. Sie sollen dieses Christsein als ökumenische Existenz nicht für sich alleine leben – das wäre auch ein Widerspruch in sich selbst – sondern es hineintragen in ihre Kirchengemeinde, in ihren Kirchenkreis, in die ganze Landeskirche.

Und weil dies so ist: weil diese ökumenische Dimension zum Wesen der Kirche gehört, sind ökumenische Partnerschaften kein Luxus, den man sich nur leistet, wenn es einem gut geht. Nein! Sie gehören zum Profil der Kirche als weltumspannender Gemeinschaft – in fetten wie in mageren Jahren. Bis an der Welt Ende. Bis wir hineingenommen werden in die vollendete Ökumene des Reiches Gottes.

Diese ökumenische Existenz, diese Vielfalt der Beziehungen zu den Partnerkirchen weltweit lebt in unserer Nordkirche und soll noch vielfältiger, noch ökumenischer noch wechselseitiger und gleichberechtigter werden. Doch für das, was wir schon haben, können wir dankbar sein. Für die dahinter stehende Arbeit und das unermüdliche Wirken möchte ich an dieser Stelle den vielen engagierten Menschen in den Gemeinden und Partnerschaftsgruppen in unserer Kirche von Herzen Dank sagen!

Partnerschaftsarbeit wandelt sich und deshalb hat sie Zukunft. Sie ist ja von ihrer Idee her schon 70 Jahre alt. Genau 70 Jahre. Wir haben dieses Jahr ein Jubiläum, das wegen des anderen mit der 500 nicht so stark wahrgenommen wird. Doch wir veranstalten diese Tagung. Das ist gut.

Neue Elemente kommen in diese Arbeit durch junge Menschen – z. B. aus den Freiwilligenprogrammen unserer Kirche. Das ist eine große Bereicherung, die auch Veränderung bedeutet, weil hier nicht mehr die klassische kontinuierliche Partnerschaftsarbeit fortgeführt wird. Das Engagement von jüngeren Leuten ist oft fachlich und thematisch orientiert: etwa in Bezug auf fairen Handel, medizinische Fragen, Solarenergie, Klimagerechtigkeit. Oder es will Kirche mit anderen zivilgesellschaftlichen Diskursen vernetzen. Mit dem nächsten G20-Gipfel, mit Alternativen zum Neoliberalismus, mit den Global Goals for Sustainable Development und vielem mehr. Sie möchten sich auch zeitlich begrenzt engagieren, weil sie wissen: sie sind eine Generation der Globalisierung und sich schnell wandelnder Märkte, die heute noch nicht sagen kann, wo sie in fünf Jahren arbeitet und lebt. Das müssen wir ernst nehmen. Vielleicht steht die Partnerschaftsarbeit vor einem grundlegenden Umbruch. Die engagierten Mitglieder sind älter geworden. Haben viele Erfahrungen. Die Jüngeren haben neue Ideen. Kann man das vielleicht zusammenbringen? Lasst uns darüber nachdenken.

Doch da ist noch mehr: Zusammenarbeit mit afrikanischen Christen und das Ernstnehmen der schwierigen Situation der Gesellschaften, in denen sie leben - das ist seit langem Thema der Partnerschaftsgruppen. Aufgrund der weltweiten Migrations- und Fluchtbewegungen kommen immer mehr Afrikaner und Menschen aus anderen Regionen zu uns. Suchen hier Schutz, Hilfe. Haben Schreckliches erlebt und leben oft armselig hier. Und zugleich gibt es die, die dort bleiben, und auch armselig existieren, vielleicht Furchtbares erfahren. Es gibt die „Afrikanern hier“ in den Flüchtlingsunterkünften, die ungefragt kommen, und die „Afrikanern dort“, die zu uns eingeladen werden. Können wir unsere Verantwortung für beides zusammenführen? Wie können wir Flüchtlingsarbeit und Willkommenskultur glaubwürdig verbinden mit Partnerschaftsarbeit und Entwicklungszusammenarbeit dort?

Darüber müssen und wollen wir reden. Für Konzepte, die Altes Bewährtes und Neues verbinden, braucht es einen langen Atem und Beratung mit Anderen, die ähnliche Erfahrungen teilen. Dazu braucht es anfängliche, vielleicht vorsichtige Offenheit, die zu Vertrautheit und dann vertiefter Offenheit führt, zu Verbindlichkeit in gegenseitiger Wertschätzung. So können neue Perspektiven entstehen.

VI

Das führt mich zu fünf Gedanken, fünf Fragen, die ich für relevant und provokant halte:

1.

Den kritischen, den emanzipatorischen Impuls, der im Begriff der Partnerschaft liegt und den ich bewusst gleich am Beginn meines Vortrags herausgestellt habe, müssen wir uns immer wieder neu aneignen und fragen: was er in dem jeweiligen Kontext bedeutet, in dem wir in unseren Partnerschaftsbeziehungen stehen – einem Kontext, der sich stetig ändert. Weil sich unsere Gesellschaft und die Gesellschaften, in denen unsere Partner leben, ändern. Gerade auch, weil sich die globalen Strukturen der Beziehungen zwischen den alten Industrienationen, den Schwellenländern und den armen Ländern ändern.

2.

Und wir müssen uns bewusst sein, dass dieser kritische Impuls von einer drängenden Anfrage der Südkirchen an uns herkommt. Damals vor genau 70 Jahren. Und dass die gleiche Frage uns von dort heute wieder gestellt wird. Zwar mit anderen Schwerpunkten, aber mit der gleichen Intensität. Die Frage heißt zum Beispiel: Ist das nicht eine Mogelpackung, was ihr Partnerschaft nennt? Die zentralen Entscheidungen dabei trifft ihr doch allein.

3.

Wir müssen noch stärker als bisher hören, was sie uns jetzt fragen. Worüber sie mit uns sprechen wollen. Und dass dieses Aneignen ihrer Fragen ein antwortendes Aneignen ist, d.h. ein dialogisches, das nur im Gespräch mit unseren Geschwistern in der Ökumene gelingen kann.

4.

Und wir müssen uns ehrlich eingestehen, dass wir an dieser Aufgabe auch immer wieder scheitern: dass wir zurückfallen in alte Muster der Dominanz. Dass wir in konkreten Partnerschaften auch den eigenen Nutzen suchen, was nicht so schlimm ist, wenn daraus ein gegenseitiger Nutzen erwächst. Doch zufrieden mit uns können wir nicht sein, wenn wir uns nicht daraus herausrufen lassen, genauso zu sein wie die, die in dieser Welt aufgehen und nichts spüren, von Gottes neuer, alles verwandelnder Welt. Partnerschaft, das ist immer mehr als eine Win-Win-Beziehung.

5.

Und wir müssen uns ebenso eingestehen, dass auch unsere Partner manchmal zurückfallen in alte Muster der Abhängigkeit oder sich vielleicht gar nicht wirklich daraus gelöst haben. Es kann sich ja auch ganz angenehm anfühlen: Verantwortung abgeben, ein wenig hilflos sein, gepflegt und finanziell gestützt werden. Vielleicht hängen diese beiden Aspekte auch miteinander zusammen: unsere althergebrachte Dominanz und die Anpassungsbereitschaft des einen oder anderen unserer Partner. Vielleicht lassen wir uns ein wenig dazu verführen, uns als große starke Helfer zu fühlen?

Lasst uns diese und weitere Fragen, diese und womöglich ganz andere Gedanken in die Gespräche heute und morgen hineinnehmen.

VII

Bei meinen Besuchen in der Jeyporekirche habe ich schon diesen Eindruck gewonnen, den ich in meinem fünften Gedanken ausgedrückt habe: von der Dominanz und der Verführung dazu. Und ich habe es meinen Geschwistern dort auch gesagt, habe ein Bild aus der Tierwelt als Vergleich gewählt: Ihr wirkt auf mich manchmal wie kleine Vogeljungen, die die Schnäbel aufreißen, um von uns gefüttert zu werden. Das löst natürlich bei uns Väter- und Mütterinstinkte aus, Beschützerrolle...oder bieten wir es an? Reagieren sie nur?

Natürlich kenne ich die leidvolle Geschichte der Jeyporekirche, die Teil der schwierigen bis heute fortwirkenden Vergangenheit Indiens ist: Dass es Dalits, Kastenlose waren, wie man früher sagte, die sich taufen ließen, und Adivasi, Ureinwohner, von denen manche sagen, dass sie noch unter den Dalits stünden im gesellschaftlichen Ansehen – und im Ansehen der Dalits. Dalits. Die Zerbrochenen, die Zertretenen heißt das. Das drückt sich tief ein. Über Generationen. Der alte Realismus von Angst und Aussichtslosigkeit und Gleichgültigkeit. Das niederschmetternde Urteil: realistisch ist da gar nichts mehr zu machen. Das lässt sich nicht einfach aufbrechen von Gottes neuem Realismus: Blinde werden sehen. Lahme gehen. Die Gefangenen frei sein. Natürlich, das stimmt! Doch sie müssen lernen dürfen: zu sehen, zu gehen, frei zu sein. Sie: die Niedergedrückten. Wir müssen sie begleiten, wenn sie sich erheben wollen. In der Bibel mit ihnen - in ihren ärmlichen Hütten - hören und lesen und glauben wollen: Du bist wertvoll, Gottes geliebtes Kind. Du hast Fähigkeiten. Nutze sie! Du hast Rechte. Kämpfe dafür! Wir sind dabei. Deshalb müssen wir der Jeyporekirche helfen, wie Jonny Omen uns sagte: jetzt wirklich indisch zu werden. Dass diese Transformation möglich ist, sehe ich bei der Assamkirche: Gegründet von Familien aus der Jeyporekirche, von Christen auf der Suche nach Arbeit und Leben. Eine Exoduskirche, die auf ihre eigenen Kräfte baut. Doch auch in der Jeyporekirche sehe ich dieses: was ich immer wieder bei meinen Reisen zu den Partnerkirchen erlebe: wie Leben, das aus der Kraft des Heiligen Geistes kommt, sich dann auch kraftvoll entfaltet. Bei Johnny Ommen habe ich es erlebt: Das Verständnis der ganzheitlichen Heilung einer Gesellschaft, zu der Bildung genauso gehört wie Gesundheit und Nachbarschaft und Engagement und politische Aktion. Da bin ich der Hörende und Lernende!

VIII

Die Kirche - Gemeinschaft der Heiligen ist sie. Zukunft wird uns als empirischer Kirche - als Kirche so, wie wir sind - geschenkt, wenn wir Kirche ökumenisch leben. Wenn wir uns verstehen als die Gemeinschaft der Verschiedenen, die sich aufbauen lassen zu einem lebendigen Tempel, in dem Jesus Christus der Eckstein ist – wie es im Epheserbrief so wunderbar ausgedrückt ist. Und ich bin mir sicher: Unsere Kirche hat, unsere Beziehungen und unsere Partnerkirchen haben Zukunft, weil sie und wir ökumenisch und so Teil einer anderen Globalisierung sind: Der des Glaubens, der damit rechnet, dass Gott Grenzen

überwindet, Zäune abbricht, damit der Friede, den Jesus bringt, sich ausbreiten kann wie ein Dach über unser Leben und ein Boden unter den Füßen.

Partnerschaft, Mission und Ökumene - das sind: Wir. Das ist: Gemeinschaft der Nachfolger Jesu. Nachfolgerinnen dessen, der uns liebt. Uns annimmt. Der uns befähigt: Zusammenzuarbeiten mit Vielen. Anzunehmen was fremd erscheint und gemeinsam: Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, Frieden und Zukunft in die Gesellschaften zu tragen. Zusammenzuarbeiten mit allen Menschen guten Willens. Gemeinsam mitzugestalten die Eine Welt, in der Platz für alle ist: für die, die lange schon an einem Ort sind und für die, die neu hinzukommen – weil genug für alle da ist. Wir können es. Denn vor jedem Anspruch steht der Zuspruch: Ich sende euch nicht nur – ich bin bei euch. Bis an der Welt Ende. Und darum können wachsen Gerechtigkeit, Friede und Recht.

Vielen Dank für Ihre, für Eure Aufmerksamkeit! Ich freue mich auf die Diskussion!